

Ausstellungseröffnung

23. südliche

Sonthofen StadtHausGalerie 19. September 2025

Gerald Huber

Meine sehr verehrten Damen und Herrn,

Hoff auf den Herrn und tu Gutes, bleib im Land und nähr Dich redlich!

heißts in den Psalmen. Quasi eine Art Ur-Statement zum Thema Regionalität und Heimat. Mehr braucht der Mensch nicht, als sich redlich zu ernähren, Gutes zu tun und zu hoffen, dass am End auch für ihn alles gut wird.

Ein Satz, der heute nicht mehr besonders viel zu gelten scheint. Wir sprechen davon, dass Grenzen überwunden werden müssen, nicht bloß im Sport gilt höher, schneller, weiter! Das Gegenteil davon, das sich nach außen hin Bescheiden, die Konzentration, die Beschränkung in Raum und Zeit, hat keine Konjunktur.

Im Journalismus ist das vielleicht das unausrottbarste aller Missverständnisse. Dass ein Bericht über die Jahreshauptversammlung des örtlichen Kaninchenzüchtervereins prinzipiell was anderes ist, als die Geschichte über den Bundesparteitag der CDU. Provinziell halt, Simpel, unterkomplex.

Aber ist das so? Sitzen nicht in Wirklichkeit überall die gleichen Menschen? Die Wagemutigen und die Zauderer, die Reformer und die Reaktionäre, die Avantgardisten und die Vergangenheitsverklärer?

Gleichen sich mit den Menschen nicht auch ihre Konflikte– im Nebenzimmer einer dörflichen Gaststätte genauso wie in einem mondänen Sitzungssaal der Bundeshauptstadt?

Gilt nicht vielmehr exakt das Gegenteil? Dass genau das als provinziell gilt. Zu denken, die weite Welt sei besser als das, was man heute euphemisierend *Region* nennt. Dass Provinz schließlich im Kopf stattfindet?

Oder wie Uwe Dick präzisiert: *Provinz ist nur im Kopf. Und die tiefste im flachsten.*

Uwe Dick schreibt seit Jahrzehnten an einem einzigen Buch, seiner berühmten *Sauwaldprosa*. An der schreibt er weiter und immer weiter. Weil er kein Ende findet.

Uwe Dick. Geboren in Schongau, Schulzeit in Freising, Leben in Niederperlesreut, Bayerischer Wald.

Ein Gigant aus der Region. Wie Hauptstadt-Feuilletonisten sagen.

Oder *Aus dem ländlichen Raum*, wie Hauptstadt-Planer sagen.

Oder *Vom flachen Land* – wie alle Ignoranten aus allen Großstädten sagen.

Wahlweise *vom platten Land*. Wenn sie aus Norddeutschland kommen.

Also, braucht Kunst ständige Einflüsse, Bereicherungen, Neues, immer wieder Neues von außen, damit sie nicht nur das Ewiggleiche wiederkauft? Oder braucht Kunst das Eingehegtsein, eine feste Umfriedung, zumindest eine gewisse Bodenständigkeit, damit sie Blüten treiben kann, also nach außen wirken?

Man kann natürlich sagen: Beides ist richtig. Vielleicht schließt sich ja beides gar nicht aus – absolute Freiheit und Begrenzung, Umfriedung. Lassen Sie mich dazu einen Ausflug in die Etymologie, also die Geschichte der Wörter machen. Und zu ein paar philosophischen Überlegungen, die daraus folgen.

In der *Umfriedung* steckt der Frieden. Und sie werden lachen: Etymologisch gesehen teilt sich der *Frieden* mit der *Freiheit* und dem *Freund* die gleiche Wurzel. Auch das *Freuen* geht auf diese Wurzel zurück. Indoeuropäisch *peri-* heißt *um herum, nahe bei*); die griechische *Peripherie* ist die *Umgebung*.

Durch die althochdeutsche Lautverschiebung wird aus *p* ein *f*. Dadurch wird aus *peri* *frie-*, *frei-* *freu-*. Sich seiner und seines Besitzes *erfreuen* kann man nur, wenn man in Frieden und Freiheit lebt. Und nur Allein in der etymologischen Wurzel steckt eine ganze Philosophie.

In Frieden leben. Das Wort **in** ist verräterisch. Denn, wie gesagt, ursprünglich bedeutet Frieden das *Eingefriedete*, das *Umfriedete*, das *umhegte* Gelände.

Auf einem *Friedhof* können die Toten nur deshalb *in Frieden* ruhen, weil er *eingefriedet* ist. Mit einer Mauer, die verhindert, dass Vieh auf den Gräbern grast und vor allem, dass Plünderer und Räuber die Toten in ihrer Ruhe stören. *Frieden* ist der Raum, der überhaupt erst entsteht, weil er eingefriedet ist, weil es eine Grenze, eine Umgrenzung gibt. In diesem Raum wächst die *Freiheit*. Und nur *Freunde* sind geduldet.

Man kann also sagen: Frieden braucht unbedingt Grenzen. Grenzen zu akzeptieren und zu respektieren, sich mit der eigenen Begrenztheit auch abzufinden, gehört im Zusammenleben der Menschen zur Friedenssicherung und zur Freiheitssicherung. Aber Grenzstreit ist so alt wie die Menschheit.

Auch über Kunst lässt sich bekanntlich trefflich streiten. Schließlich will sie das Niedagewesene, das Unerhörte, das durch seine Einzigartigkeit zum Fest für alle Sinne, zur Sensation wird. Kunst will alles Gewohnte hinter sich lassen, alle Grenzen überschreiten. Damit sie das aber zustandebringt, scheint sie genau das Gegenteil zu brauchen: Die Abgeschlossenheit, die Stille, die Konzentration aufs Wesentliche. Je weniger Ablenkung, desto besser. Bloß keine Störung. Am besten ists im abgeschlossenen Studio, im Atelier.

Sich bescheiden mit dem, woher man kommt, was man mitbringt, also mit dem, was man kann, und was dadurch möglich ist – das aber dann auszubauen zu gewaltigen Sensationen. Das ist das Geheimnis großer Kunst. Insofern ist der folgende Satz Michelangelos vielleicht nicht mehr überraschend:

Kunst lebt unter Zwang und stirbt an der Freiheit.

Wenn alles denkbar, alles möglich ist, wenn es keine Grenzen mehr gibt, weil bereits alle überschritten sind, was soll es dann noch zu tun, zu sagen geben?

Und ist nicht genau das das Problem unserer Zeit und der Kunst unserer Zeit: Die allermeisten Grenzen scheinen gesprengt. Und der Verdacht wächst, dass es mittlerweile zur Hauptaufgabe der Kunst geworden ist, Grenzen zu suchen, die noch nicht gesprengt worden sind. Den Skandal um jeden Preis. Irgendwas sagen, um bloß nicht nichtssagend zu sein.

Frieden geht nicht ohne Grenzen. Krieg aber auch nicht. Wer meint, er könne Auseinandersetzungen, Krieg vermeiden, wenn er Grenzen abschafft, schafft gleichzeitig den Frieden ab. So einfach. So kompliziert. Friedenswahrung verlangt Rücksichtnahme, Respekt für die Grenzen des Anderen einerseits, aber auch Robustheit andererseits, wenn jemand meine Grenzen verletzt.

Ist das nicht genau die Situation, in der sich die sogenannte große, internationale Kunst heute befindet? Aus Mangel an immanenten, internen, eigenen Grenzen, innerhalb denen sie über sich selbst hinauswachsen könnte, überschreitet sie häufig externe Grenzen, die Grenzen ihrer Rezipienten. Zweifellos ein aggressiver Akt.

Und extrem gefährlich. Weil die Robustheit der Rezipienten immer weiter wächst. Wo früher bloß die breite Masse verständnislos reagiert hat – auf die konnte man noch herabschauen – ruft der Kunstbetrieb, in dem bloß noch Geld zu regieren scheint, heute bei immer mehr Intellektuellen angewidertes Achselzucken hervor

Dabei wäre all das eigentlich nicht nötig, wollte man die unverrückbaren Grenzen, die sich für jeden Menschen stellen, bloß akzeptieren und innerhalb von ihnen versuchen, neue Welten zu entwickeln.

Um ein mathematisches Beispiel zu bemühen: Auf einer unendlichen Geraden sind natürlich auch die Anzahl der Punkte, die diese Gerade bilden, unendlich. Aber sind es nicht gleichfalls unendlich viele Punkte auf einer Geraden, die grad einmal zehn Zentimeter misst?

Selbst die allergrößten Künstler sind bloß Menschen. Und der Mensch ist das Maß aller Dinge. Wir sind keine Titanen, die alle Grenzen sprengen. Jeder von uns bringt seine eigenen Grenzen mit. Unterschiedliche Grenzen: Körperliche Grenzen, Grenzen der Gesundheit, Grenzen der Begabung, Grenzen der Bildung. Und entsprechend definiert sich auch das, was wir hervorbringen.

Das gilt gerade auch für die Künstler. Kunstwerke definieren sich immer durch den kulturellen Horizont, der hinter ihnen steht. Insofern ist gute Kunst immer regional, beschränkt im besten Sinn.

Allerdings gilt auch: Gute, große Kunst weist darüber hinaus. Der Künstler versucht seine individuellen Grenzen, seinen Horizont zu erweitern und erweitert damit auch unseren Horizont, wenn wir Anknüpfungspunkte zum Mitdenken, zum Weiterdenken finden. Und was für Kunst gilt, gilt auch für den dahinterstehenden Künstler:

Deine Größe wird an deinem Horizont gemessen. Ebenfalls von Michelangelo.

Haben Sie es gehört?

Dein Horizont. Deine Größe

Nur so ist gute Kunst zugleich begrenzt und grenzenlos. Regional und international. Bodenständig und abgehoben. Zwischen Himmel und Erde. Kann *vermitteln* im eigentlichen Wortsinn. Und so gelingt ihr etwas, was Sprache nur in ihrem Idealfall, der Poesie leisten kann, worin sie aber im Alltag kläglich versagt. Gerade in Zeiten, in denen selbst die Regeln, sprich die Grenzen der Sprache verändert, *umdefiniert* werden. In denen viele das Gefühl haben, dass ihnen das Wort im Mund umgedreht werden soll.

Da sind Vermittler gefragt. Künstler, die wissen, wo sie stehen, wo sie herkommen. Weil sie nur dann genau da sind, wo auch ihre Betrachter sind und herkommen. Kunst soll ja seine Betrachter *abholen*, wie man so schön sagt.

Nur, wer Herkunft hat, hat Zukunft. Kunst muss regional sein, um gute Kunst zu sein. Kunst, die über sich selbst hinausweist. Ein Wort von Karl Lagerfeld eröffnet quasi diese Ausstellung:

Ich bin sehr auf dem Boden geblieben. Nur nicht auf dieser Welt

Besten Dank